

## Rede zur Feier des Geburtstags Sr. Majestät des Königs Wilhelm I.,

gehalten vom Oberlehrer **Dr. Friedemann.**

Hochgeehrte Anwesende,  
geliebte Schüler!

An diesem Orte, wo wir uns täglich als Schulgemeinde zu vereinigen pflegen, um Gott für jede gute Gabe zu danken und ihm um seinen Segen zu dem Werke, das wir in diesem Hause treiben, anzuflehen, an diesem geweihten Orte haben wir uns heute aus der uns allen bekannten Veranlassung versammelt, um den König der Könige für eine ganz besonders gute Gabe zu preisen und seinen ganz besonders reichen Segen zu erfliehen für Se. Majestät unsern allergnädigsten König Wilhelm I.

In allen monarchischen Staaten wird der Tag feierlich begangen, an dem der Landesfürst das Licht der Welt erblickt hat. Wie sehr verschieden ist aber der innere Werth dieser Feier in den verschiedenen Ländern! Nicht selten ist dieselbe ein rein äusserlicher Prunk, und all die Kränze und Laubgewinde, welche Strassen und Säle schmücken, und all die schönen Reden und erhabenen Lobgedichte, die an einem solchen Tage erschallen, sind oft nichts als leeres, gewohnheitsmässiges Gepränge, oder wohl gar ein heuchlerisches und schmeichlerisches Gebahren.

Wohl dem Volke, das nicht erst des äusserlichen Gebotes „Ehret den König“ bedarf, sondern in dessen Herzen die tiefgewurzelte Verehrung, Dankbarkeit und Liebe dieses Gebot als eine köstliche reife Frucht naturgemäss erzeugt und hervorbringt.

Wer von uns empfindet es nicht aufs tiefste, dass dieses hohe Glück dem preussischen Volke beschieden ist? Wer von uns ist nicht stolz darauf zu diesem Volke zu gehören? Und wer hat mehr dazu beigetragen dieses Hochgefühl in uns zu erzeugen, als unser theurer, hochverehrter König? Steht er nicht als ein leuchtendes Vorbild aller grossen Tugenden da? Mit dem vollen Bewusstsein der Macht paart sich in ihm die rührendste Demuth; mit unerschütterlicher Festigkeit die liebevollste Milde; mit der angestrengtesten Selbstthätigkeit die freudige, neidlose Anerkennung der Verdienste anderer; mit der entschiedensten Friedensliebe der bewunderungswürdigste Heldenmuth in den Schlachten aufgedrungene Kriege.

Gar leicht wäre es die Wahrheit und Wirklichkeit dieser Behauptungen aus den Ereignissen der jüngsten Zeit zu beweisen. Aber bedarf es denn dieses Beweises? Glänzt nicht die Erinnerung an die Begebenheiten des Jahres 1866 noch immer helleuchtend in unserem Herzen wie die Sonne am Himmel? Ueberdies sind dieselben durch eine Menge kleinerer und grösserer Schriften, durch gar viele Gedichte und Reden verherrlicht worden, in denen allen unser König als ein Stern erster Grösse glänzt.

Ich muss es mir daher, so lockend es auch ist, versagen, auf die unmittelbare Schilderung jener glorreichen Zeit zurückzukommen; aber dieselbe bei einer Gelegenheit, wie sie sich heute darbietet, gänzlich mit Stillschweigen zu übergehen, ist unmöglich. Ich werde mir daher erlauben von einem allgemeinem Standpunkte aus darauf hinzuweisen, indem ich es versuche einen Rückblick zu werfen auf Preussens Kämpfe vor ungefähr 100 Jahren und eine kurze, nicht systematische, nicht durchgreifende Vergleichung anzustellen in Bezug auf die Veranlassung zu den beiden durch mehr als ein Jahrhundert getrennten Kriegen, sowie in Betreff der Machtverhältnisse und Widerstandskräfte während derselben, und endlich der Resultate der blutigen Kämpfe und der Zustände unseres Vaterlandes nach denselben.

Vor ungefähr hundert Jahren — also die Zeit vor, während und nach dem siebenjährigen Kriege.

Wer war damals der unversöhnliche Feind Preussens? Derselbe, der sich auch in der neuesten Zeit als solcher bewies: Oesterreich. — Wer verlockte damals die deutschen Stämme und die mächtigsten Nationen Europa's durch Ränke und Verläumdungen zum Kriege gegen den Preussenkönig? Wiederum wie vor kurzem: Oesterreich; nur dass es diesmal die deutschen Stammgenossen allein waren, die sich verlocken liessen. — Was war damals Zweck und Absicht Oesterreichs und seiner Bundesgenossen? Die Demüthigung und Zerstückelung Preussens, die Herabwürdigung des heldenmüthigen Königs zum Markgrafen von Brandenburg — ganz ebenso wie in der neuesten Zeit.

Auch darin zeigt sich eine grosse Aehnlichkeit, dass die im Finstern schleichenden Pläne zum Verderben unseres Vaterlandes, die sich mit dem trügerischen Schleier der Friedens- und Gerechtigkeitsliebe dicht umhüllten, wie damals, so in unsern Tagen von Preussens Könige rechtzeitig durchschaut und klar erkannt wurden, so dass der siegesgewisse Feind, statt zu überraschen, selbst überrascht und verwirrt wurde, als er das listig gesponnene Netz mit gewaltiger Hand zerrissen sah, bevor es noch zusammengezogen werden konnte.

Ein gewaltiger Unterschied zeigt sich dagegen hinsichtlich der Machtverhältnisse, der Widerstandskräfte, der Hülfsmittel und der Dauer beider Kriege.

Friedrich dem Grossen stand nicht nur das damals im Vergleich mit Preussen bei weitem mächtigere, an Hülfquellen viel reichere, an Volkszahl weit überlegene Oesterreich gegenüber, sondern ausser der Mehrzahl der kleinern deutschen Länder, auch Frankreich und meist auch Schweden und Russland, und wenn auch England auf Seiten Preussens stand, so war doch die Uebermacht der Feinde, was die äusseren Mittel und die Zahl der Truppen betrifft, so gewaltig, die Lage des Königs mehrmals so verzweifelt, die Hoffnung auf den endlichen Sieg oft so gering, dass es nur einem so gewaltigen Heros, wie Friedrich der Einzige war, unter Gottes Beistand gelingen konnte, trotz einiger furchtbaren Niederlagen auszuharren und schliesslich zu triumphiren, nachdem in sieben Jahren, abgesehen von zahlreichen Treffen und grössern Gefechten, siebzehn Schlachten und zwanzig Belagerungen stattgefunden hatten. Und um so erstaunlicher ist der glückliche Ausgang des langen blutigen Krieges für Preussen, wenn wir bedenken, dass ein grosser Theil der Heere Friedrichs nicht aus Landeskindern bestand, also nicht aus solchen, die für die höchsten Güter des Vaterlandes und für ihren angestammten Fürsten kämpften, sondern aus angeworbenen Söldlingen, die aus aller Herren Länder zusammengeströmt waren. Die Bewunderung für ihren heldenmüthigen Führer ersetzte bei ihnen die Begeisterung für das Vaterland.



Ganz anders gestalteten sich in der neuesten Zeit die Widerstandskräfte und die Kriegsmittel Preussens gegen seinen alten Neider und Feind. Diesmal hatte man die Lehren der Geschichte nicht übersehen. Jena und Auerstadt hatten zur Genüge dargethan, dass früher noch so bewährte Formen werthlos und nichtig werden, wenn der Geist aus ihnen gewichen ist. Man begnügte sich nicht damit sorglos auf den Lorbeeren von 1813 und 15, wie früher auf denen Friedrichs des Grossen, auszuruhen. In den Freiheitskriegen hatte sich gezeigt, was ein Volk in Waffen vermag, wenn es von dem rechten Geiste beseelt ist. Unablässig war man daher bemüht diesen Geist zu erhalten und zu beleben, die waffenfähige Jugend Jahr für Jahr ohne Uebereilung, aber stetig zu üben und kriegstüchtig zu machen. Alles dies zunächst nur zum Schutz des Vaterlandes für unvorhergesehene Fälle. Als es aber späterhin durch den schmachvollen Zwang von Olmütz und durch die Kaiserfahrt nach Frankfurt klar wurde, dass Preussens Streben und Hoffen in Gemeinschaft mit Oesterreich Deutschland aus dem Zustand der Zerrissenheit und Schwäche zu erheben und es seiner hohen von den edelsten Männern aller deutschen Stämme ersehnten Bestimmung zuzuführen, eitel sei, dass es vielmehr in der Absicht Oesterreichs und der andern Neider und Feinde liege, die Ohnmacht Deutschlands zu verewigen und Preussen zu einem Mittelstaat herabzudrücken, da drängte sich dem Könige und seiner Regierung die feste Ueberzeugung auf, dass diesem kläglichen Zustande wohl schwerlich anders als durch Blut und Eisen abzuhelpen sei, und dass die Scheelsucht und der blinde Hass der Gegner selbst dazu drängen und früher oder später die Veranlassung zur blutigen Entscheidung gewaltsam herbeiführen würden. — Um nun für diesen Fall gehörig vorbereitet zu sein, wurde das Heer nach dem Plane des Königs selbst reorganisirt und vergrössert, wurden die Waffen durch neue Erfindungen, so weit sich diese durch vielfache Versuche bewährten, verbessert und vervollkommnet.

Als nun, der weisen Voraussicht gemäss, wirklich der verhängnissvolle Augenblick kam, dass Preussen genöthigt wurde das Schwert zu ziehen, da stand in kurzem, wie aus dem Boden gestampft, ein zahlreiches, vortrefflich gerüstetes, aus lauter Landeskindern bestehendes, für König und Vaterland begeistertes Heer auf dem Kampfplatze. Und wie vor einem Jahrhundert Preussens König den Angriff des Feindes nicht abwartete, sondern blitzschnell in sein Land eindrang, so geschah es auch diesmal, nur mit dem gewaltigen Unterschiede, dass damals Vordringen und Zurückweichen, Hoffnung und Verzweiflung, Siege und Niederlagen sieben Jahre hindurch wechselten, während in der neuesten Zeit zum grössten Erstaunen von ganz Europa und darüber hinaus, unsere Heere in eben so vielen Tagen fast eben so viele, aber stets siegreiche Gefechte und Schlachten bestanden und bis in die Nähe der feindlichen Hauptstadt vordrangen, nachdem sie eine grosse Zahl von Fahnen und Standarten, Hunderte von Kanonen erobert und viele Tausende von Gefangenen gemacht, ohne selbst auch nur ein Geschütz oder ein Feldzeichen verloren zu haben.

Und wer stand an der Spitze der vordringenden Heere und in den blutigen Schlachten? — Die königlichen Prinzen und in der entscheidenden Schlacht der König selbst — gerade wie im vorigen Jahrhundert, und wie es immer bei den Hohenzollern Sitte war, Gefahr und Ruhm mit seinen Kriegern zu theilen.

Sehen wir auf die Sorge für die Verwundeten und die Behandlung derselben, so finden wir ebenfalls einen ausserordentlich grossen Unterschied. In den Schlachten des vorigen Jahrhunderts verschmachteten auf dem Kampfplatze gar manche tapfere Krieger, die bei schnellerer Hülfe hätten gerettet

werden können. Tausende von Verwundeten starben aus Mangel an rechtzeitiger Hilfe, an richtiger Behandlung und gehöriger Pflege. Von einer Betheiligung des bürgerlichen Standes war nach den Verhältnissen und Ansichten jener Zeit ganz und gar nicht die Rede. Es scheint nach mancher Seite hin eine unglaublich grosse Gleichgültigkeit in dieser Beziehung geherrscht zu haben. Vergebens sucht man auch selbst in den besten und ausführlichsten Werken über den siebenjährigen Krieg einen eingehenden Bericht über das Loos der Verwundeten. Wie nach einem Orkan, der in einem Walde gewüthet hat, die Zahl der Baumstämme angegeben wird, die der Sturm niedergeschmettert, so begnügen sich die Historiker jener Zeit mit der dürftigen Notiz: In der und der Schlacht sind so und so viele Tausende gefallen oder kampfunfähig geworden. Höchstens findet sich hier und da eine Andeutung, wie es auf dem Kampfplatze aussah. So giebt der französische Geschichtsschreiber Paganel, nachdem er die Schlacht bei Torgau dargestellt, ungefähr folgende Schilderung: „Als der Morgen die Schrecken des Schlachtfeldes beleuchtete, wurde die Freude der Sieger sehr herabgestimmt. Es war ein grausenhafter Anblick. Ueberall lagen Haufen von Unglücklichen in ihrem Blute schwimmend, mit zerbrochenen Gebeinen. Die Einen stiessen herzerreissendes Geschrei aus, andere beneideten die bereits Gestorbenen und flehten jämmerlich um den Gnadenstoss. Viele, durch den Abschäum beider Heere während der vierzehnstündigen Nacht ihrer Kleidung beraubt, lagen unbeweglich und starr vor Kälte da, oder wälzten sich mit Anstrengung an die Sterbenden heran, um sich einigermaßen zu erwärmen, oder suchten sogar Schutz unter Leichen. Auf beiden Seiten waren 11,000 Mann theils getödtet, theils verwundet.“

Was für die verwundeten, was für die genesenen, aber zur Arbeit unfähig gewordenen Krieger geschah, davon kein Wort. Doch deuten alle Umstände darauf hin, dass die Lage beider keine erfreuliche sein konnte.

Im letzten Kriege dagegen, — Welch ein herzerhebender Wettstreit aller Stände in der Fürsorge für die Kämpfer des Vaterlandes und ganz besonders für die Verwundeten! Abgesehen von den sehr reichlichen Spenden an Geld und Erquickungsmitteln, wie viele Hände regten sich in den Palästen der Prinzen und Prinzessinnen, in den Häusern der Reichen und Vornehmen, bis hinab zu den Hütten der Aermern, um die Mittel zu bereiten, die zur grössern Behaglichkeit der gesunden und besonders zur Erleichterung und Heilung der kranken Krieger beitragen sollten! Niemals in frühern Zeiten wurden die Verwundeten in so geordneter Weise, mit solcher Schnelligkeit und solcher Sorglichkeit vom Kampfplatze weggetragen, niemals hatten sich ausser den Aerzten so viele Männer und Jünglinge, Frauen und Jungfrauen, von christlicher Liebe und Barmherzigkeit durchdrungen, zur Stelle eingefunden, um den Leidenden die erste Hilfe zu leisten und sie sodann mit aufopfernder Liebe und Treue zu pflegen; eine Pflege, die den Gefangenen, welche derselben bedurften, in eben so reichem Masse zu theil wurde, als den Landsleuten. Daher sind denn auch niemals früher verhältnissmässig so wenige Verwundete gestorben und so viele wieder hergestellt worden. Im Vergleich mit der Zeit vor hundert Jahren ein gewaltiger Fortschritt in der allgemeinen Bethätigung der Vaterlandsliebe, in der Humanität, in dem Bestreben die unvermeidlichen Uebel des Krieges zu mildern!

Ein gleich grosser Fortschritt in der Humanität zeigt sich in dem Verhalten gegen die feindlichen Länder. In den Heeren Friedrichs des Grossen herrschte zwar gute Mannszucht, und sie waren weit entfernt von der brutalen Plünderungssucht der Panduren und den habsüchtigen Erpressungen



der Franzosen, weit entfernt von der Barbarei der Russen, die ihr Vordringen überall durch Raub und Mord, durch Sengen und Brennen bezeichneten; doch hielt es der sonst so gerechte König, durch die äusserste Noth gezwungen und in der geheimen Absicht die Feinde dem Frieden geneigter zu machen, nicht für unerlaubt, den eroberten Ländern, besonders Sachsen, hohe, fast unerschwingliche Steuern und Natural-Lieferungen aufzuerlegen und sie zur Stellung von unverhältnissmässig vielen Rekruten zu nöthigen. Auch machte sich König Friedrich kein Gewissen daraus, kriegstüchtige Gefangene, auch wider ihren Willen, unter seine Soldaten zu stecken.

Wie ganz anders erscheint uns die Kriegführung im Jahre 1866! — War es doch, als ob eine Gesellschaft von mehreren Hunderttausenden sich vereinigt hätten, um eine Reise durch das Ausland zu machen. Der König hatte die strengsten Befehle gegeben, die friedlichen Einwohner der feindlichen Länder möglichst zu schonen, denn er führe nicht mit den Bürgern und Landleuten Krieg, sondern mit ihrer Regierung, die ihn dazu gezwungen hätte. Diese Befehle wurden von unsern eben so gesitteten als tapfern Heeren genau befolgt. Kein Plündern, kein Beutemachen, nicht eine grausame oder gewaltsame Handlung gegen Unbewaffnete fand statt. „Kein Halm“, sagt ein auswärtiger Berichterstatter, „wurde niedergetreten, wo Getreide am Wege stand.“ Selbst die bewaffneten Feinde wurden, sobald sie als Gefangene in unserer Gewalt waren, ganz wie Landsleute, wie Brüder behandelt und verpflegt. — In solchem Grade durchdrang der humane und fromme Sinn des Königs auch sein Heer und sein ganzes Volk.

Nach Uebergang mancher andern nicht unbedeutenden Momente, wie z. B. die Beschaffenheit der Wege und der Transportmittel, der Gewandtheit und Intelligenz der preussischen Krieger, wollen wir nur noch die Zustände des Vaterlandes und die Resultate der Kämpfe nach Beendigung der beiden grossen Kriege ins Auge fassen.

Wie sah es nach dem siebenjährigen Kriege in Preussen aus? — Friedrich der Grosse sagt selbst: „Man kann sich den Zustand des Landes nur unter dem Bilde eines Mannes denken, der, mit einer Menge Wunden bedeckt, vom Blutverlust erschöpft, nahe daran ist unter der Schwere seiner Leiden zu erliegen.“

In der That war der Zustand bejammernswerth. Viele Städte waren zerstört, eine grosse Menge von Dörfern eingeäschert, besonders durch die Russen. Ganz Hinterpommern und ein Theil von Brandenburg waren Einöden; andere Gebiete befanden sich in einem nicht viel bessern Zustande. Es fehlte entweder gänzlich an Menschen oder doch an Männern. In vielen Provinzen gingen die Weiber hinter dem Pfluge, und auch die übrigen schweren Landarbeiten wurden von Mädchen verrichtet. In andern Provinzen fehlten auch diese. Man sah grosse Strecken fruchtbaren Landes, besonders an der Oder und Weser, wo die Spuren vormaligen Ackerbaues nicht mehr erkennbar waren. Von einer Bevölkerung von  $4\frac{1}{2}$  Millionen waren 500,000 Menschen verschwunden; zum Theil durch unsägliche Noth zur Auswanderung gezwungen, grösstentheils von den Schlachten und in Folge der Verwundungen dahingerafft. Trotz der Geldströme, die aus Frankreich, England, Russland, Schweden, theils von den Armeen selbst, theils durch die Subsidien nach Deutschland geflossen waren, — (man hat diese Gelder auf mehr als 500 Millionen berechnet —), waren, wie im übrigen Deutschland, so auch besonders in Preussen, Handel und Gewerbe gänzlich ins Stocken gerathen. Tausende von Familien waren verarmt, zu Grunde gerichtet.

Was das Militär betrifft, sagt König Friedrich selbst, so befand es sich in keiner bessern Lage, als alles andere. Siebzehn Schlachten hatten die Blüthe der Officiere und Soldaten niedergemäht; die Regimenter waren in einem zerrütteten Zustande und bestanden zum Theil aus Deserteuren und Gefangenen. Die alte Ordnung war nicht mehr vorhanden, die Disciplin war dermassen gelockert, sagt der König, dass die alten Infanterie-Corps nicht besser waren, als eine neu angeworbene Miliz. — In einem ähnlichen Zustande waren die Finanzen, die Verwaltung, die Rechtspflege.

Mit welcher überlegenen Einsicht, mit welcher ausdauernden Energie, mit welcher Aufopferung und Entsagung der nicht bloss als Held, sondern auch als Staatsmann bewundernswürdige grosse König die vielfachen tiefen Wunden seines Landes in den folgenden Jahren des Friedens höchst erfolgreich zu heilen suchte, gehört nicht hierher. Nur darauf kam es an, uns durch einige Züge das Bild des trostlosen Zustandes Preussens nach dem siebenjährigen Kriege zu vergegenwärtigen.

Wie ganz anders erscheint unser Vaterland nach dem Kriege von 1866! Allerdings konnten uns die mit jedem Kriege nothwendig verbundenen Opfer und Leiden nicht erspart werden. Der schon durch die Kriegsgefahr gelähmte Handel und Verkehr konnte sich nicht leicht wieder erholen. Hunderte von Familien wurden in tiefe Trauer versetzt durch den Verlust geliebter Männer und Jünglinge, welche den Heldentod für ihr Vaterland gestorben waren. Doch war die Zahl der Gefallenen und auch der Verwundeten, trotz der vielen heftigen Kämpfe und blutigen Schlachten, unendlich viel kleiner als im siebenjährigen Kriege. Die bei weitem grössere Mehrzahl der Verwundeten wurde in verhältnissmässig kurzer Zeit durch sorgsame Behandlung und liebevolle Pflege wiederhergestellt; für die zur Verfolgung ihres Lebensberufes unfähig gewordenen wurde auf grossmüthige Weise gesorgt.

Stockung des Verkehrs, Verlust von Menschenleben, das lässt sich nun einmal von keinem Kriege trennen. Abgesehen von diesen unvermeidlichen, doch in beschränktem Masse eingetretenen Uebeln, stand unser Vaterland nach dem letzten Kriege unversehrt da. Keine preussische Stadt war belagert, kein Dorf geplündert oder verbrannt worden; keine feindliche Heeresabtheilung hatte die Saaten des Landmannes zerstampft. Die tapfern, wohl disciplinirten, todesmuthigen Heere, durch die glücklichen Erfolge gehoben, durch die Anwesenheit der königlichen Prinzen und zuletzt des Königs selbst begeistert, waren voll Thatendrang; nach so vielen Kämpfen und Siegen hätten sie gar zu gern noch mehr gethan. — Auch bedurfte es nur eines Befehls des königlichen Kriegsherrn, um die durch die Verluste entstandenen Lücken auszufüllen und so für den Fall des Bedürfnisses, die ursprüngliche Kriegsstärke wiederherzustellen.

Was die innere Verwaltung des Staates im Grossen und im Kleinen betrifft, so war alles seinen gewohnten, geordneten Weg gegangen; eben so die Rechtspflege. Nirgends waren Unordnungen zu beseitigen, nirgends Verwirrungen zu lösen. Die Finanzen fanden sich auch nach dem Kriege im ganzen genommen in geordnetem Zustande. Trotz der enormen Kosten, welche die Ausrüstung und Unterhaltung so grosser Heere verursacht hatten, wurden dem Volke keine neuen Steuern auferlegt, und wenn späterhin die Einnahmen vorübergehend nicht ganz hinreichten, um die Ausgaben zu decken, so war diess nicht das unmittelbare Resultat des Krieges, sondern die Folge der Einverleibung bedeutender Ländergebiete, die Folge grossartiger Einrichtungen, die späterhin Preussen und Deutschland zum Heile gereichen werden.

Mehr braucht wohl nicht gesagt zu werden, um es augenscheinlich zu machen, wie hellstrah-



lend das Bild der Lage unseres Vaterlandes nach dem Kriege von 1866 gegen das düstere Bild der Zustände nach dem siebenjährigen Kriege absticht.

Schliesslich bleibt uns noch übrig die Resultate beider Kriege zu vergleichen.

Was hat Friedrich der Grosse, was hat Preussen durch den Hubertsburger Frieden gewonnen? — Bekanntlich wurde in diesem Frieden festgesetzt, dass alles eroberte Land den frühern Besitzern unverkürzt zurückgegeben werden sollte; auch wurde dem Könige von Preussen zum dritten Male der Besitz von Schlesien verbürgt. Aber das hatte er ja schon früher besessen. An Land also gewann damals Preussen kein Dorf, keinen Flecken. Aber das hatte Friedrich ja auch gar nicht beabsichtigt; er wollte nur behalten, was sein war, und das hatte er gegen eine Welt von Feinden, die seinen Untergang für unvermeidlich hielten, so muthig, so ausdauernd und so lange vertheidigt, bis dieselben, durch enorme Verluste geschwächt, durch ungeheure Schulden erdrückt, endlich die Hand zum Frieden bieten mussten. Der Gewinn für Preussen bestand also darin, dass es der Welt zeigte, es sei stark genug seine Selbständigkeit zu behaupten und seinen Feinden mit Erfolg trotz zu bieten. Dieser durch Grossthaten dargethane Beweis, verbunden mit der ausserordentlichen Bewunderung, welche der König durch seinen erstaunlichen Heldenmuth, seine Umsicht, seine Ausdauer selbst den Feinden eingeflösst hatte, bewirkte denn auch, dass Preussen, trotz der ungünstigen geographischen Lage, trotz der verhältnissmässig nur geringen Bevölkerung, von nun an zum Range einer Grossmacht emporstieg.

Das sind die hervorragendsten Ergebnisse des Hubertsburger Friedens.

Was hat Preussen durch den Prager Frieden gewonnen? Es ist dies, so wie auch ein Theil des bisher Vorgetragenen noch in frischem Andenken und allgemein bekannt; doch muss ich mir der Vergleichung wegen und in Berücksichtigung der jugendlichen Zuhörer erlauben, wenigstens die Hauptpunkte anzudeuten. Ich darf dabei wohl um so mehr auf die Nachsicht der hochgeehrten Anwesenden rechnen, als man ja Erfreuliches nicht ungern zu wiederholten Malen hört. Und erfreulich waren und sind wahrlich die Ergebnisse des letzten Krieges und des darauf folgenden Prager Friedens.

Vor allen Dingen hoch anzuschlagen ist die Achtung und Bewunderung von ganz Europa und weit darüber hinaus, die sich Preussen erworben hat durch die erstaunliche Schnelligkeit in der Ausführung seiner meisterhaft entworfenen Kriegspläne, durch die bewährte Erprobung seiner militärischen Kraft im Kampfe gegen einen ebenbürtigen Gegner, durch seine Mässigung nach erfochtenem Siege, durch seine Versöhnlichkeit und Grossmuth beim Friedensschluss.

Ein ungemein grosser Gewinn ist ferner die Abrundung der bis dahin durch fremde Gebiete zerrissenen preussischen Lande, ein Gewinn, den wir der Eifersucht, dem Hass und der Verblendung der damaligen Herrscher der trennenden Gebiete verdanken. Diese Abrundung, diese Beseitigung der feindlichen Elemente, die bei jeder neuen Verwickelung der europäischen Verhältnisse eine grosse Gefahr für unser Vaterland werden konnten, ist von noch grösserer Bedeutung, als der immerhin ansehnliche Zuwachs an deutschem Gebiet und deutscher Bevölkerung, und demnach an Kraft und Stärke. Besonders werthvoll ist, in Rücksicht auf Handel und Verkehr und auf unsere Marine, die Ausdehnung an der Ost- und Nordsee.

Das höchste, unschätzbare, folgenreichste Resultat des letzten Krieges ist das Hochgefühl, das alle edlen deutschen Gemüther durchdringt in der Ahnung, in der Hoffnung, ja in

der Zuversicht, dass Deutschland einst unter den Hohenzollern werden wird, was es unter den Hohenstaufen gewesen: ein grosses, mächtiges, unantastbares Reich im Herzen Europas, der Schiedsrichter über Krieg und Frieden der umwohnenden Nationen, die Frei- und Pflegestätte alles Hohen und alles Schönen. — Noch ist freilich der Gipfel dieser Höhe nicht erklommen, aber Stufe nach Stufe ist erstiegen, seit der grosse Churfürst den Grund gelegt hat zu Preussens Macht, seit die Hohenzollern erkannten, dass sie durch die Vorsehung zum Hort Deutschlands ausersehen sind, seit Friedrich der Einzige unser Vaterland zur Grossmacht erhoben, besonders aber seit Se. Majestät unser jetziger König die Schlacht bei Königgrätz geschlagen und gewonnen hat. Denn eine Folge dieses Sieges war ja die Entfernung derjenigen Macht aus Deutschland, welche schon nach den Freiheitskriegen, in denen Preussen das Grösste und Beste geleistet, alles aufgeboten hatte, um unser Vaterland nicht zu stark werden zu lassen, der Macht, die länger als ein halbes Jahrhundert jeden Fortschritt zum Bessern hinderte, die es sich zur Aufgabe machte die Zersplitterung und Ohnmacht Deutschlands zu verewigen und zuletzt noch die andern deutschen Staaten zum Bundesbruch und zum Kriege gegen Preussen aufstachelte. Nun erst, nach Beseitigung dieses Hemmschuhes, konnte der Norddeutsche Bund errichtet werden, an dessen Spitze unser König steht. Zwar erstreckt sich der Bund noch nicht, so weit die deutsche Zunge klingt, aber er bildet einen festen Krystallpunkt, an den sich nach und nach die andern deutschen Stämme, auch ohne Gewalt, anschliessen werden und müssen, wie denn auch jetzt schon die süddeutschen Staaten wenigstens in militärischer und commercieller Beziehung mit Norddeutschland verbunden sind.

Das ganze Deutschland ist allerdings noch nicht fest vereinigt, aber schon das bisher geeignete steht Achtung gebietend da, und kein neidischer Nachbar darf es wagen, es ungestraft anzugreifen.

Welch ein mächtiger Umschwung! Welch ein Riesensprung von der Hochebene nach dem siebenjährigen Kriege bis zu der weithin sichtbaren Höhe nach Königgrätz!

Und wem verdankt Preussen sein allmähiges, aber stetiges Steigen, seine besonders in der letzten Zeit so unerwartet grossartigen Erfolge?

Zunächst dem allmächtigen Herrn des Himmels und der Erde, dem Lenker der Geschicke, der es, wie aus der Geschichte offenbar wird, unter seinen gnädigen Schutz genommen und zu einem hohen Beruf bestimmt hat, und der es nur dann demüthigte und erniedrigte, wenn es ihn und den hohen Beruf vergessend, sich verderblicher Selbstüberhebung und träger Sorglosigkeit hingab, der es aber stets wieder emporhob, wenn es, auf seinen Schutz vertrauend, in die rechte Bahn einlenkte, die ihm verliehenen Kräfte mit Beharrlichkeit anspannte und muthig und unerschrocken dem ihm gesteckten hohen Ziele entgegenstrebte.

Nächst Gott verdankt Preussen, wie ebenfalls aus der Geschichte klar hervorgeht, seine Grösse und seine Stärke der Tüchtigkeit und dem bewussten Streben seines erhabenen Fürstenstammes, den Hohenzollern. Nie hat sich dies klarer gezeigt als bei Gelegenheit des letzten Krieges. Zwar weist unser geliebter König in frommer Demuth jegliches eigene Verdienst an den wahrhaft wunderbaren Erfolgen ab und giebt Gott allein die Ehre. Aber unbestritten bleibt es doch, dass der Herr der Heerschaaren ihn gewürdigt hat das auserwählte Werkzeug zur weisen Vorbereitung und kühnen Ausführung der allerdings jede menschliche Berechnung überragenden Grossthaten zu sein. Darum erstreckt sich auch sein Ruhm bis jenseit des Oceans; denn auch von den fremden Welttheilen, wo nur



immer Deutsche wohnen, schallt lauter Jubel herüber, dass die Raben nicht mehr fliegen um den Berg, dass der Zauber gelöst ist, dass des deutschen Reiches Herrlichkeit wiederhergestellt werden soll durch den neuen Barbarossa. — Zwar krächzen noch hier und da vereinzelte Raben und verkünden Unheil von dem preussischen Adler, aber ihr widerwärtiges heiseres Geschrei muss um so eher verstummen, je klarer es werden wird, dass Preussens König kein erhabeneres Ziel kennt, als die Sicherheit, die Wohlfahrt, den Glanz des ganzen Deutschlands.

Um aber dieses hohe Ziel zu erreichen, um die Macht und Grösse des deutschen Vaterlandes fest zu begründen, bedarf der König jederzeit treuer, einsichtsvoller, thatkräftiger Gehülfen in der Leitung und Führung der Heere, in der Verwaltung, in der Rechtspflege, in der Förderung echter Frömmigkeit, in der Erziehung der Jugend — kurz, in jedem auf das Wohl und die Tüchtigkeit des Volkes abzielenden Wirkungskreise.

Und wo ist die vorzüglichste Pflanzstätte zur Heranbildung solcher Gehülfen, solcher Mitarbeiter an dem Gedeihen des Staates? — Von jeher waren es besonders die Gymnasien, aus denen dieselben hervorgingen.

Bedenkt es, ihr Jünglinge, welches hohe Ziel euch winkt, welche grosse Aufgabe ihr einst zu erfüllen haben werdet. Nicht um euch in Stand zu setzen, einst euer tägliches Brot zu verdienen, oder Reichthümer aufzuhäufen, oder euren Ehrgeiz zu befriedigen, werdet ihr ausser in der Religion, welche der Grundpfeiler aller christlichen Schulen ist und die Richtschnur für das Leben und Wirken aller christlichen Stände sein soll, vorzugsweise durch klassische Studien vorgebildet, sondern um in euch, neben einer tüchtigen wissenschaftlichen Grundlage, jenen idealen Sinn grosszuziehen, der, durch die nachfolgenden Universitäts-Studien gesteigert, euch befähigen soll in edler Selbstverleugnung euch dem grossen Ganzen hinzugeben und mit Begeisterung an eurem Theile zur Förderung des Staatwohles mitzuwirken. Wohl euch, ihr Jünglinge, wenn dieser Sinn frühzeitig in euch aufgeht, wenn schon jetzt eine Ahnung des künftigen hohen und heiligen Berufes eure Seele durchblitzt. Diese Ahnung, dieses Vorgefühl wird euch mehr als alles Andere anspornen, schon jetzt, auf der Vorstufe zu eurem dereinstigen Berufe, eure Pflichten ernst und treu zu erfüllen und mit Eifer dem schönen Ziele entgegenzustreben. Die Erneuerung und Befestigung der dahin zielenden Vorsätze wäre zugleich eurerseits die würdigste Art den Geburtstag unseres Königs zu feiern, dessen hochherzigem, Kunst und Wissenschaft schon an und für sich schätzendem Sinne alles Freude gewährt, was zur Veredlung, was zur Verherrlichung des durch ihn unter dem Beistande des Allerhöchsten neu erstarkten Vaterlandes dienen kann.

Indem wir nun Gott aus voller Seele danken, dass er uns mit einem solchen Könige begnadigt hat, vereinigen wir uns mit vielen Millionen treuer Herzen zu dem inbrünstigen Gebete, dass er Ihn uns noch lange erhalten möge in voller Kraft und Gesundheit, dass er das Werk Seiner Hände fördere, dass er Ihn in ehrenvollem Frieden das Ziel seines hochherzigen Strebens erreichen lasse, bevor er die irdische Krone mit der himmlischen vertauscht.